

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

(18. Fortsetzung.)

Um Haaresbreite.

Roman von Guido Kreuzer.

(Nachdruck verboten.)

## XI.

„Was nun?“ hatte der Konsul d'Arzella ratlos gefragt, als Horst Rowalt die Bibliothek des „Regentenklubs“ verlassen hatte.

Und: „was nun?“ fragte er sich mit der gleichen Ratlosigkeit auch noch am nächsten Vormittag, als er den angekündigten Besuch in seiner Privatwohnung erwartete.

Der Portugiese wohnte ungewöhnlich glänzend. In einer Villa der Grunewalder Schleinickstraße. Allgemein hielt man ihn für den Besitzer dieses luxuriösen Prachtbaus. Tatsächlich jedoch hatte er das Haus nur auf zwei Jahre gemietet; von einem Abteilungsdirektor im Auswärtigen Amt, den verantwortungsvolle dienstliche Sondermissionen lange Zeit von Deutschland fernhielten. Möbel und Teppiche, Bilder und Bronzen, Alttümer und Tischsilber — nichts gehörte Juan d'Arzella. Doch er bewegte sich in diesen Schönheiten, Kultur und Ästhetik atmenden Räumen mit der absoluten Sicherheit und Selbstverständlichkeit des eigentlichen Besitzers.

Heute morgen allerdings war er von solcher Sicherheit ziemlich weit entfernt, während er ratlos sein Arbeitszimmer der Länge und Breite nach durchquerte, dessen schwerer Perserteppich den Schall seiner Schritte verschlang.

Keinen Schatten einer Ahnung, wie diese Unterredung enden würde. Vielleicht mit einem Siege, vielleicht mit einer Katastrophe. Man mußte auf alles gefaßt sein und im übrigen auf das alte Glück vertrauen, daß es einen nicht im Stich ließ.

Achselzuckend trat er zum Fenster, als im gleichen Moment der Diener erschien und Horst Rowalt meldete.

Der folgte dem Domestiken auf dem Fuße. Er war bekannt hier, hatte gerade während der letzten Wochen oft und lange zu eingehender geheimer Zwiesprache in diesen Räumen geweilt.

Ein rascher Blick in das Gesicht des Besuchers lehrte den Konsul, daß die Chancen schlecht standen.

Trotzdem streckte er seinem Gaste zu jovialer Begegnung die Hand entgegen; übersah geslissenlich, daß sie nicht genommen wurde; rückte einladend an einem hochlehigen, schwer geschnittenen Kirchenstuhl und begann gleich zu plaudern, als müsse er von der ersten Sekunde an die Führung des Gesprächs übernehmen, wollte er überhaupt Aussicht haben, es nach seinem Wunsche zu lenken.

„Sehen Sie, lieber Freund, es war das einzige Verständige, daß Sie Ihre geistige Zusage wahr machten. Hier sind wir ungestört und unbelauscht. Hier kann man offen miteinander reden. Und ergeben sich Mißverständnisse, dann wird man Möglichkeiten finden, sie aus der Welt zu schaffen.“

„Ich erwarte auch, daß Sie es tun!“

„Also müssen Sie mir vor allen Dingen sagen, worum es sich überhaupt handelt.“

„Das wissen Sie seit gestern abend!“

Der Portugiese schien tief erstaunt.

„Wie denn?“, fragte er, als traue er seinen Ohren

nicht, „seit gestern abend? Seit den paar Minuten, die Sie sich im Club aufhielten? Aber das meinen Sie doch wohl kaum?“

„Sie sollten es aufgeben, vor mir Komödie zu spielen.“

„Komödie? Ich spiele Komödie? Vielleicht hätte ich mehr Berechtigung, Ihnen diejenen Vorwurf zu machen. Denn — hören Sie, lieber Freund, schließlich sind wir doch erwachsene Männer, die Welt und Menschen bis in ihre letzten Abgründe kennen. Da kann wohl kaum der eine im Ernst von den anderen annehmen, daß ihn der Anblick einer Schauspielerin und die starke Wirkung, die von ihr ausstrahlt, dazu veranlaßt, nun mit einmal seine ganze Vergangenheit gewissermaßen Lügen zu strafen. So, wie Sie es seit gestern abend taten.“

„Und wie Sie es seit Jahresfrist tun.“

„Ich?“

„Oder was fesselt Sie solange schon an Berlin? Was veranlaßte Sie, diesen ganzen Feldzug gegen den Rittmeister von Halem auszufügeln, einzuleiten und planmäßig durchzuführen? Was veranlaßte Sie, jeden Schritt, den er und seine Braut taten, seit Monaten durch ein halbes Dutzend Spione überwachen zu lassen? Was veranlaßte Sie, seit Jahresfrist auf die Ausübung Ihres sonstigen Gewerbes zu verzichten und nur dem Verlangen nach der Person Rena Lints zu leben? Diesem Verlangen all Ihre früheren Interessen unterzuordnen?“

„Ich handle so, wie ich handeln muß. Weil ich bis zum Irrsinn das Weib in dieser Frau liebe“ — sagte der Portugiese heiser.

„Und ich handle, wie ich handeln muß, weil mich der Mensch in dieser Frau dauert!“ verjezte sein Gegenüber finster.

„Merken Sie denn gar nicht, wie grotesk es wirkt, wenn Sie sich mir — ausgerechnet mir gegenüber! — mit einmal auf den Philanthropen auspielen wollen?“

Scharf auflachend wandte der Konsul sich ab und warf sich in einen Sessel.

Horst Rowalt regte sich nicht. Er blieb mitten im Zimmer stehen. Die fastende Verbittertheit von gestern war finstere Verbissenheit gewichen. Er schien in der Nacht keinen Schlaf gefunden zu haben. Tiefe Falten durchschlissen die Hagerkeit seiner Wangen. Härter noch als sonst war die Linie um seine Lippen.

Er sprach ganz leise mit überschatteter Stimme, die doch das große Gemach füllte.

„Ich weiß, worauf Sie anspielen. Doch ich schneue mich nicht, von unserer gemeinsamen Vergangenheit zu sprechen. Als wäre es gestern oder vorgestern gewesen, so genau entfinne ich mich noch jenes regentriefenden Dezemberabends neunzehnhundertachtzehn, als Sie mich obdachlosen, frierenden und halb verhungerten Baganbunden am Amsterdamer Hafenkai aufgriffen. Seitdem war ich Ihr Geschöpf, hing von Ihrer Gnade und Ihren Launen ab, mußte zu all Ihren Taten meine Hand leihen. Ich wehrte mich nicht dagegen; denn für mich gab es nichts mehr zu verlieren. Ich hatte abgeschlossen mit aller Vergangenheit und höhnte über das, was

andere Menschen eine Zukunft nennen. Nur einen einzigen Wunsch — denken Sie an jenen Abend in der kleinen Osteria der Riva della Misericordia zu Venedig! —, einen einzigen Wunsch hegte ich noch. Und wenn ich's nachträglich überlege, dann war es vielleicht die lechte Verbindung, die ich noch mit dem Leben hatte: Rache zu nehmen an dem Rittmeister von Yskem. Sie versprachen mir Ihre Hilfe, wenn unser Zigeunerleben uns einmal noch nach Deutschland und Berlin führen würde. Nun endlich war es soweit."

"Und habe ich mein Wort nicht gehalten?" begehrte der Portugiese auf. Sein Haß maß ihn finster.

"Sie hielten es, doch nicht meinetwegen, sondern nur Thretwegen.

Nach dem Plan, den ich Ihnen entwidete, hätte unser Berliner Aufenthalt uns in wenigen Tagen zum Ziele geführt und uns die Abreise gestattet. Sie aber hielten mich hin, zögerten meine Ungeduld, bereiteten mir große Schwierigkeiten. Bis ich den wahren Grund entdeckte: Im „Eplanade-Theater“ hatten Sie die Braut des Rittmeisters von Yskem gesehen und sich sinnlos in sie verliebt. Seitdem dachten Sie nicht mehr daran, Berlin wieder zu verlassen. Warfen all Ihre Arbeitspläne über den Haufen. Hatten Gedanken nur noch für diese Frau. Auf Anraten Madame Trignards kaufsten Sie wenigstens den „Regent-Klub“, um für einen Aufenthalt von längerer Dauer laufende hohe Einnahmen zu haben. Doch so bedeutend diese auch waren und sind — alles vergeudeten Sie in unsinnig kostbaren Geschenken an Rena Lint, die nicht ein einziges annahm, nicht einen einzigen Ihrer Briefe öffnete. Erst als Sie erkennen mußten, daß Sie auf diese Weise niemals zum Ziele kommen würden — erst da entsannen Sie sich, daß ich mit dem Verlobten Ihrer Angebetenen noch eine Privatrechnung zu begleichen hatte."

"Ob früher oder später, — jedenfalls stellte ich mich für Ihre Rache zur Verfügung."

"Ja — weil Sie diese meine Rache dringend brauchten, wenn Sie den Kampf um Rena Lint nicht überhaupt aufgeben wollten. — Sie bekamen es fertig, mich davon zu überzeugen, daß diese Verlobung zwischen der Schauspielerin und dem Rittmeister keine Angelegenheit des Herzens und der Neigung, sondern nur alter, gesellschaftlicher Konvenienz sei. Ich glaubte Ihnen und hatte nun die Hände frei."

"Bon jenem Märzabend an — ich werde ihn nie vergessen! — begann ich meinen Minengang zu graben. Und auf der Hamburger Derbywoche geschah der große Schlag: Der Rittmeister von Yskem schloß im Hotel „Vier Jahreszeiten“ bei offenem Fenster. In der Nacht vor dem „Großen Hansa-Ausgleich“ stieg ich bei ihm ein, stahl vom Nachttisch seine Krawattennadel, fuhr in Ihrem kleinen Auto über Wandsbek zum Horner Moor hinaus, ließ von meinem Komplizen — einem fortgejagten ehemaligen Privattrainer, der die Dertlichkeit genau kannte und sich in den Hohenangernschen Stall Zugritt zu verschaffen wußte, weil er die Stallwache betrunken gemacht hatte — den Sattelgurt einschneiden und die Krawattennadel so auffällig ins Stroh der Box von „Toreador“ legen, daß sie unbedingt gefunden werden mußte. Der Erfolg überstieg meine stürmtesten Erwartungen. Der Rittmeister ist heute ein moralisch toter Mann. Ich traf ihn an seiner verwundbarsten Stelle — an seiner Ehre. Denn die liegt unter die Füße reiteten im Tred.“

"Demnach hätten Sie, anstatt Vorwürfe gegen mich zu erheben, alle Veranlassung, sich Ihrer endlich gefundenen Revanche zu freuen und mir zu danken."

"Ich hätte dazu Veranlassung", versetzte Horst Rowalt kalt, "wenn ich von Ihnen nicht elend getäuscht worden wäre. Um mich in Sicherheit zu wiegen und jedes etwaige Bedenken zu zerstreuen, wiesen Sie immer wieder auf die rein äußerliche Form der Beziehungen zwischen den Verlobten hin, und versicherten mir, daß Rena Lint eine Trennung nach eingetreterener Disamierung ihres Bräutigams ohne das leiseste Bedauern vollziehen werde. Wohl sei es möglich, daß er sie liebe — sie ihn aber nimmermehr. Und sein Gram über die Lösung der Verlobung würde ihr nicht ein Achselzucken wert

sein. Damit stachelten Sie mich noch mehr auf; weil ich ihn so doppelt zu treffen und zu vernichten glaubte."

"Wenn ich Ihnen das sagte, so trifft das auch zu." „Es trifft nicht zu. Sie haben mich faltblütig und bewußt belogen. An dem Rittmeister von Yskem wollte ich mich rächen und habe eine völlig schuldlose Frau mit in den Abgrund gestoßen."

d'Arzilla sprang auf. „Hirngespinsten“, stieß er hervor.

"Nein, sondern Tatsachen, die ich mit eigenen Augen sah. Seit gestern kann ich ermessen, was ich dieser Frau zugesetzt. Weil Sie mich mit Vorbedacht täuschen und meinen Haß gegen den Rittmeister von Yskem heimtückisch missbrauchen, damit ich Ihnen den Weg zu seiner Braut freimache."

"Wenn Sie wüßten, welch ein Narr Sie sind!"

"Ich weiß, daß ich ein Narr war. Ein Mensch, den Sie zum Narren gehalten haben, den Sie betrogen und um seine Rache bestohlen, — wie Sie jeden Menschen um das bestehlen, was ihm das liebste und wertvollste ist."

Der Portugiese trat rasch auf ihn zu. Eine sähne Welle der Wut überließ dunkel sein Gesicht.

"Hütten Sie Ihre Zunge! Wenn Sie es noch ein einziges Mal wagen sollten . . ."

"Ich wage noch viel mehr!" unterbrach ihn sein Spießgeselle und bog sich wie zum Sprunge soweit vor, daß ihrer beiden Gesichter nur noch um Spannweite aussinander waren.

"Lassen Sie Ihre Drohungen, sonst könnten Sie Ihnen schlecht bekommen. Ich fürchte mich nicht vor Ihnen, denn ich habe nichts mehr zu verlieren. Bisher war es nur unbefriedigte Racheucht gegen den Rittmeister von Yskem gewesen, was mich an das Leben und die Freiheit fesselte. Nun hab ich sie gestillt, und nun ist auch dies lezte Band zerrissen. Meine Rache zu üben, war mein Recht. Doch ich habe ja tausendsach Schlimmeres getan: Ich habe eine wehrlose Frau um ihr bißchen Lebensglück gebracht. Ich kann ermessen, was es heißt: glücklos, ohne Hoffnung durch die Welt gehen zu müssen. Und daß ich das getan habe, das ist — das ist . . ." Er wandte sich ab, tat ein paar Schritte, verzog wieder.

(Fortsetzung folgt.)

## Muttertag.

Muttertag! — wie Glodenläuten  
Tönt das Wort so hehr, so rein,  
Muttertag! des Frühlings Schönheit  
Webt um ihn den Glorienschein . . .  
Kindesliebe will heut schmücken  
Froh der Mutter Heim und Haus,  
Dankbar ihr ins Auge bliden,  
Weihen ihr den Festtagsstrauß.  
Einen Strauß von sel't nem Blüthen,  
Der nicht welkt und nicht verwelkt —  
Dessen Farben nie verglühen —  
Dessen Duft strömt ein Gebet:

„Doch ein jeder Tag des Lebens,  
Der der Mutter noch beschert,  
Sei ein stilles Fest der Liebe,  
Das die Mutter dankbar ehrt“

Anna Holtz

## Das Testament.

Skizze von Wolfgang Federau.

Die verwitwete Kommerzienrätrim Kamede — ja, das war ein Mensch vom alten Schlag, wie man ihn heutzutage selten antrifft. Sie hatte mit vierzig Jahren ausgesehen wie ein junges Mädchen, stand mit sechzig, damals, als ihr Mann, der Kommerzienrat Wilhelm Jonas Kamede starb, sozusagen im besten Alter — ja, man erzählt sich, daß die Witwe drei, vier Heiratsanträge ablehnte, die ihr nicht nur ihres Geldes wegen gemacht worden —, und mit kebzig Jahren hatte sie noch hübsche rote Wangen, kaum ein Haar fällt um die Augenwinkel und durfte sich rühmen, noch niemals einen Arzt gebraucht zu haben.

"Sie will ewig leben", hieß es im Kreise ihrer Verwandten und Bekannten. Wenn ihr solche Äußerungen hinterbracht wurden, dann schüttelte sie mit geschmeicheltem Lächeln den Kopf: "Ewig? Nein — das wäre zu lange. Wilhelm Jonas könnte schließlich ungebüdig werden. Aber

so ein paar Nährchen halte ich es noch aus. Oder auch ein paar Jahrzehnte — es soll mir so genau nicht darauf ankommen.“

Dies und ähnliches pflegte sie mit spitzbübischem Ausdruck zu sagen. Wer es hörte, nahm die Worte mit gespienem Lächeln an, konnte sich nicht genug tun, die erstaunliche Gesundheit der alten Dame gebührend zu bewundern, und sprach ein paar gewählte Redensarten, die immer mit dem Wunsche schlossen, sie möge allen, die ihr nahe ständen, noch recht lange erhalten bleiben.

Geheimlich dachten die Verwandten freilich nicht ganz so. Zu Hause pflegten sie auweilen nach dem Abendessen das Notizbuch zu zücken und — roh und oberflächlich natürlich, da die genauen Unterlagen fehlten — mit dem Chequespons zu errechnen, wie groß wohl die Summe sein könnte, die es zu erben gab, falls Tante Sophie wirklich einmal die Augen für ewig schließe. Da ihr Vermögen von einer runden Million nicht weit entfernt sein konnte, kam auch im schlechtesten Falle auf jeden Einzelnen ein ganz erfreuliches Säumchen.

Immer, wenn Frau Kameke ihren Geburtstag feierte, erschien die gesamte Verwandtschaft vollzählig zur Gratulation auf der Bildfläche, wohlbewaffnet mit schönen oder innlosen Geschenken. Es lohnte sich schon, hier mal etwas Übriges zu tun, und man durfte gewiss sein, daß diese Ausgaben sich früher oder später gut bezahlt machen würden.

Dann, bei Kaffee und Kuchen, fragte die allzeit heitere Tante Sophie auch gelegentlich, wie es denn ihrem Neffen Hans-Otto gehe, dem Maler. Da gab es denn bei allen sogleich gerunzelte Stirnen, verlegenes Geräupler, ablehnende, eisige Mienen und hochmütige Verachtung. Ja, Hans-Otto — das war ein Kreuz! Hatte er nicht Jahr um Jahr studiert und die kostbare Zeit vergeudet? Kurz vor dem Auseinanderhangen hängte er die Jurisprudenz an den Nagel, trotz aller ernsthaften Warnungen und Ermahnungen seines früheren Vormundes, und widmete sich — der Kunst. Um aus Farbe und Leinwand fragwürdige Bilder zusammenzuhauen, die ihm kein Mensch abkaufte, und gleichzeitig allerhand krauses Zeug zu schreiben, das keine Zeitung druckte, kein Verleger annahm. Ja, das Schlimmste: plötzlich, ohne irgend jemanden um Rat zu fragen, heiratete er ein Mädchen aus einfacher Familie, von höchst bescheidenem Herkunft, irgendein Malweib, das er auf der Akademie kennen gelernt hatte.

„Ja, so war er, der Hans-Otto: ein Außenseiter, ein Ungruß für die Familie. — „Weshalb kommt er nie zu meinem Geburtstag?“ meinte Tante Sophie.

„Ja, das sieht ihm ähnlich“, hieß es, „er hat kein Herz für seine Verwandtschaft. Er ist selbststätig, träge und gleichgültig — man tut am besten, sich nicht um ihn zu kümmern.“

„Ja, er ist wirklich ein Taugenichts“, sagte dann Frau Kameke und legte ihr Gesicht in strenge Falten. Sie wiederholte dies so oft, daß man schließlich auf dem Heimweg eine neue Rechnung aufstellte — man brauchte Hans-Otto nicht in Betracht zu ziehen, wo er sich gegenüber seiner Tante doch so rücksichtslos benahm —

Mit neunundsechzig wurde Frau Kameke zum erstenmal in ihrem Leben ernsthaft krank. Da gab es in der Verwandtschaft viel zu tun: man mußte fleißig Krankenbesuche machen, und der weibliche Teil war durch Beratungen mit der Schneiderin reichlich in Anspruch genommen. Denn natürlich ließen sie sich die Trauerkleider schon jetzt machen, um — für alle Fälle! — gerüstet zu sein, wenn, was der Himmel verhüten möge — na, und so weiter.

Aber der Himmel mußte durch Bitten sehr ernsthaft bestürzt worden sein, denn — was keiner anzunehmen wagte — Tante Sophie überstand die Krise und erholt sich in kürzester Frist so rasch und vollkommen, daß sie bald blühender ausjäh als je zuvor. Nun hatte man den Ärger, die schwarzen Kleider Jahr für Jahr, wenn die neuen Frühjahrsmodenhefte herauslamen, färben zu müssen — denn, nicht wahr, man wollte doch nicht bei der Beerdigung so aussehen, als käme man aus Hinterseide oder Kösschenbroda?

Endlich, sechs Jahre später — als man die Röcke schon fast knietief trug — ging es wirklich zu Ende. Es gab ein rurkooles Begräbnis und ein ansehnliches Trauergeschehen. Auch Hans-Otto war erschienen, ebenso seine junge Frau mit dem zarten, klaren und klugen Gesicht. Sie taten sehr unbewangen, aber die anderen verhielten sich zurückhaltend und reichten zur Begrüßung kaum die Finger spitzen. Die beiden merkten es wohl, aber Hans-Otto sauste nur die Achseln, und seine Frau lächelte sogar — „ein invertinentes Lächeln“, wie man sich zuraunte.

Nach zehn Tagen traten die Leidtragenden alle nochmals zusammen: auf dem Gericht, zur Testamentseröffnung. Es gab lauter gespannte Gesichter, nur Hans-Otto fehlte.

Dann erbrach der Richter das Testament, wies auf die Unterschrift, die von allen als richtig anerkannt wurde, warf einen Blick auf das Papier — ein flüchtiges Schmunzeln, schnell unterdrückt, huschte über seine Mundwinkel —, dann legte er sein Gesicht in Amtshalten und las vor:

„Da ich keine direkten Leibeserben habe, so setze ich nach

sorgfältiger Erwägung und gewissenhafter Prüfung aller Umstände meinen Neffen Hans-Otto Behre und dessen Ehefrau zu gleichen Teilen als Universalerben meines gesamten Vermögens an Geld und Geldeswert ein. Ich rechtierte diesen Schritt meiner sonstigen Verwandtschaft gegenüber mit folgenden zwei Umständen:

Einerseits haben die genannten — von der Erbschaft ausgeschlossenen — Verwandten selbst erklärt, daß mein Neffe mit dem Leben nicht fertig zu werden vermag, daß er leichtsinnig und ohne Überlegung sein Herz an Dinge hängt, die ihm reale Erfolge nennenswerter Art voraussichtlich nicht einbringen werden. Es scheint mir meine Pflicht zu sein, alles zu tun, damit diese ideale Gestaltung nicht an den nächsten Forderungen des Lebens zerbricht, und demjenigen meine volle Unterstützung zukommen zu lassen, der ihrer am meisten bedarf.

Andererseits hat mein Neffe, der meinem Herzen seit seiner frühesten Jugend besonders nahe stand, dadurch, daß er sich in demselben Maße von mir fern hielt, wie meine anderen Verwandten mich bei zunehmendem Alter mit Besuchen, Schmeicheleien und Geschenken umwarben, bewiesen, daß ihm Berechnung jeder Art fern liegt. Er ist, so glaube ich, der einzige, der mir aus aufrichtigem Herzen ein langes Leben in Frieden und Gesundheit gegönnt hat. Möge ihm das, was ich ihm hinterlasse, beweisen, daß ich nie aufgehört habe, ihn zu lieben.“

Es gab Gesichter, die bloß waren vor Enttäuschung, und solche, die der Sorn rot färbte. „Es ist das Testament einer Wahnsinnigen — wir werden es anfechten wegen Unzurechnungsfähigkeit der Erblasserin“, schrie man dem Richter zu. Der Soh mit gerunzelter Stirn und merkwürdiger Miene auf die verstörten Gesichter der um ihre Hoffnung betrogenen Erben.

„Dies Testament“, sagte er, schon dem Ausgang zu strebend, „zeugt von so viel Klugheit, Güte und Menschenkenntnis, daß derjenige, der es anficht, selbst in den Verdacht kommen wird, der geistigen Zurechnungsfähigkeit zu ermangeln.“

## Der Geburtstag.

Von Heinz Schorpi.

Die Gattin wurde in einigen Tagen vierzig.

Der Gatte brach in leichten Schweiß aus.

Sollte er ihr Boudoir in einen Blumenhain verwandeln, sie mit einem Schmuckstück ersteuen, sollte er einen Geburtstagskuchen kaufen und vierzig brennende Kerzen hineinsticken?

Er überlegte hin und her. Ein vierziger Geburtstag war kein fünfundzwanziger, kein dreißiger. Das war ein trittischer Geburtstag erster Ordnung. Eine Gratulation zu einem „vierzigsten“ glich eher einer Kondolenz. Jede Aufmerksamkeit, an diesem Tage erwiesen, trug den Stempel eines Beileids an sich. Durfte eine Frau derart gefränt und mutwillig in Trauer versetzt werden? Nein, der Mann verzerrte alle seine Pläne und nahm sich den Vogel Strauß zum Vorbild, der auch das vierzigste Wiegengesetz nicht feiert, sondern bei allen brenzligen Gelegenheiten beherzt den Kopf in den Sand steckt. Er wollte ebenfalls seine Augen schließen und diesen Tag einfach sang- und klänglos vorüberziehen lassen.

Das war das klügste Geburtstagsgeschenk eines zart-fühlenden Gatten. Und der trittische Tag kam.

Der Ehemann begrüßte seine Frau an diesem Morgen besonders herzlich. „Schätz“, sagte er, „entzündend siehst du heute wieder aus, du wirst immer jünger.“

Sie lächelte und sah ihm verträumt in die Augen. „Ich fühle mich auch sonst so frisch wie noch nie“, sprach sie, „aber du wirst alt, mein Lieber, und vergißlich, sonst müßtest du wissen, was heute für ein Tag ist.“

Er stellte sich überrascht. „Ein besonderer Tag?“

„Mein Geburtstag, der achtunddreißigste!“ seufzte sie.

„Nicht möglich“, meinte der Gatte, „du siehst aus wie achtundzwanzig“, und er läßt sie auf die etwas zu rot gezeichneten Lippen.

Dann verwandelte er ihr Boudoir in einen Blumenhain, kaufte ein Schmuckstück und einen Geburtstagskuchen, in den er achtunddreißig Kerzen steckte.

Und am Abend führte er seine Frau in eine Bar und veranstaltete im Kreise einiger Freunde eine fröhliche Feier. Als man spät nach Hause kam, schmiegte sie sich plötzlich an ihn und sagte: „Weil du heute so nett warst, will ich dir ein Geständnis machen. Das mit dem achtunddreißigsten Geburtstag ist Schwindel, ich bin bereits neununddreißig.“

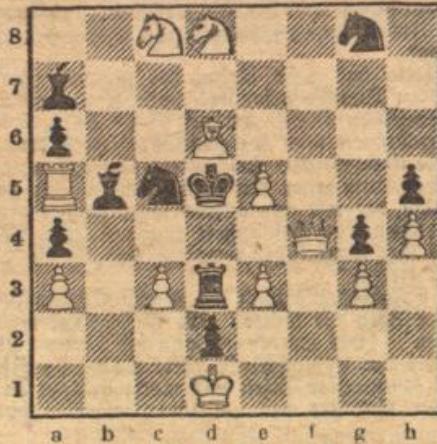
„Warum nicht gleich verratet?“ scherzte der Mann, und beide muhten mit einem hell herauslachen, doch kam es seinem dabei zum Bewußtsein, daß das Geburtstagskind mittlerweile bereits in das einundvierzigste Lebensjahr hinaufgeglitten war.

# Spiele und Rätsel

## Schach

Bearbeitet von Gustav Mohr.

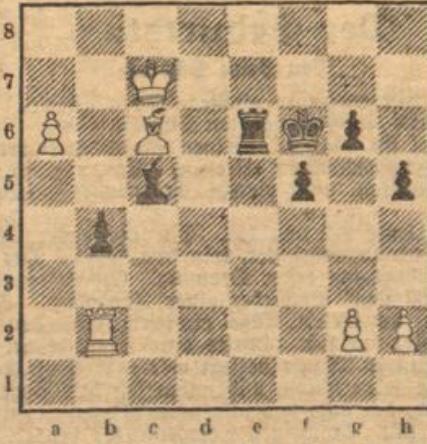
Nr. 42. H. D. Oyly Bernard.



Weiß: Kd1, Df4, Ta5, Ld6, Sc8, d8, Ba3, c3, e3, e5, g3, h4.  
Schwarz: Kd5, Td3, La7, b5, Sc5, g8, Ba4, a6, d2, g4, h5.

Matt in zwei Zügen.

Endstellung.



Weiß (Napier): Kc7, Tb2, Lc6, Ba6, g2, h2.  
Schwarz (Steinitz): Kf6, Te6, Lc5, Bb4, f5, g6, h5.

In seiner letzten Blindvorstellung von zehn Brettern zu Frankfurt a. M. mußte sich Großmeister Sämischi nur dem 13jährigen Schüler Otto Müller gegenüber als geschlagen bekennen. Auch hier behält Ben Akiba Recht, denn ein 15jähriger Jüngling namens W. E. Napier schlug im Jahre 1897 in New-York den Weltmeister Steinitz. Obiges Diagramm zeigt den Stand der Stellung nach dem 51. Zuge von Schwarz. Weiß gewann die Partie auf folgende hübsche Weise: 52. T×b4—L×b4, 53. a7—La5+, 54. Kb8—T×c6, 55. a8D—Tc5, 56. Da6+—Kf7, 57. Da7+—Lc7+, 58 Ke8—Tc3, 59. h3—h4?, 60. Kd7—Kf6, 61. Dd4+—Le5, 62. Dh4+—Kf7, 63. De7+, aufgegeben.

Das obige Problem (Nr. 42), welches vor 10 Jahren in einem Turnier des „Chess Amateur“ den ersten Preis erhielt, gehört zu einer Gruppe von Aufgaben, die — ursprünglich amerikanisch-englischen Ursprungs — seit jener Zeit auch in Deutschland sich einer solchen Beliebtheit erfreut, daß man ohne Uebertreibung 99 % aller Zweizüger als Angehörige dieses Types bezeichnen kann. An sich ist der Grundgedanke ja ganz hübsch. Wenn man beim Suchen nach der Lösung zunächst, wie es das Praktischste ist, von einem Einleitungszug von Weiß absieht und gleich mit schwarzen Gegenzügen beginnt, so erkennt man leicht, daß Weiß stets sofort Matt geben kann; die einzige Schwierig-

keit des Stückes besteht also darin, den ersten Zug von Weiß so einzurichten, daß er keine der vorhandenen Matt-Möglichkeiten stört. Und nun kommt man zum Kern der Sache: Einen solch indifferenten weißen Zug gibt es nicht! Verschiedene Wege sind im Laufe der Jahre gesucht worden, wie sich Weiß aus der unangenehmen Lage der Zugpflicht gehorchen zu müssen, befreit. Mit dem englischen Kunstausdruck werden alle diese Stücke als „White to play“ Probleme bezeichnet.

**Die böhmische Problemschule.** Bei keinem Volke, das Problemkomponisten hervorbringt, hat sich so deutlich der Begriff und Charakter einer Schule herausgebildet, als bei den Böhmen. Spricht schon ihre außerordentliche Produktivität für einen gewissen Beruf zur Sache, so ist es hauptsächlich die Gleichartigkeit ihrer Veranlagung, die schulbildend wirkt. Voll Talent und Geschmack hat der böhmische Komponist mehr Freude am technischen Calcul als Lust und Kraft zur Erfindung, er geht bei seiner Arbeit mehr mechanisierend als dichtend vor und sieht mehr auf Eleganz als auf Tiefe. Dieser ausgesprochene Sinn für die gelungene Form tritt einem fast bei jeder Aufgabe entgegen und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß dieses standhafte Beharren auf der schönen Form von wesentlichem Einfluß auf die Ausgestaltung auch des deutschen Problemgeschmackes gewesen ist. Nächst dem Streben nach äußere Formvollendung mag es die Rasseneinheit sein, die als durchgehender Zug an der böhmischen Problemerzeugung auffällt. Die große Familienähnlichkeit der ungezählten böhmischen Probleme ist übrigens eine nicht vereinzelte, nur im Gebiete des Schachspiels auftretende Erscheinung vielmehr ein allgemeiner Zug, der sich in jeder slawischen Kunstproduktion wiederholt. Das Talent wurzelt breit und sicher im nationalen Typus und nur schwach in der Persönlichkeit. Selbst bei den bedeutendsten der böhmischen Problemdichter, deren Eigenart man wohl unterscheiden kann, überwiegt der Schulcharakter meist die individuelle Leistung.

Lösungen: Nr. 34. Lg4. Nr. 35. Se5. — Angegeben von Ludw. Nickel, Ingenieur Jos. Schmitt und S. Gradstein

## Rätsel

Buchstaben-Umwerfrätsel



Während Lene Luna sehnstüchtig betrachtete und die Heimkehr des Gatten erwartete, warf dieser in einer Halbnacht nur die Buchstaben um, sondern . . . ?

Seharade.

Du kannst mich vor- und rückwärts sprechen,  
Kannst in zwei Hälften mich zerbrechen,  
Kannst mich verkehrt zusammenkitten,  
Die Außenwände in der Mitten,  
Ich stehe doch mit Leib und Seele  
Dir als der Alte zu Befehl.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 106.

Bilderrätsel: Pflicht allein macht den Menschen frei. — Die Schule: Es war eine Baumschule. — Elegie: Welt: Auster, Alster.

Richtige Lösungen sandten ein: Martel König aus Wiesbaden, Otto Prückel aus Hahn i. T.